Badische Heimat 66 (1986)

III. Landschaft

Hotzenwald und Hochrhein

Anspruch und Wirklichkeit

Bertold Rudolf, Karlsruhe

Nur wenige Landschaften unserer badischen Heimat sind in den vergangenen Jahren so oft beschrieben worden wie der Hotzenwald. Es gibt eine Reihe von Gründen, die dafür Anlaß geboten haben.

Die Sonderstellung

mag in der prekären natürlichen Ausstattung für eine bislang vorwiegend bäuerliche Bevölkerung zu suchen sein, in ihrer im Verhältnis zum Ertrag einer Höhenlandwirtschaft ungewöhnlichen Verdichtung und auch in den wiederholten Versuchen, durch Strukturprogramme den bedrückenden Notstand zu beseitigen oder zumindest zu erleichtern. Vor allem aber entzündete sich das Interesse immer wieder an den politischen Unruhen und Willensbekundungen der Vergangenheit. Stärker als anderswo strebte man hier genossenschaftlichen Zusammenschluß an, erkämpfte man sich mit Gleichrangigen von der herrschenden Obrigkeit Privilegien und Organisationsformen mit plebiszitären Elementen. Ein historisches Faktum, das außerhalb des Hotzenwaldes eher einen größeren Bekanntheitsgrad besitzt, obwohl nach einer Äußerung von Altbundespräsident Heinemann bei der Schaffer-Mahlzeit 1970 in Bremen auch in der breiten Öffentlichkeit allgemeine Unkenntnis solcher freiheitlichen Regungen im Rahmen deutscher Verfassungsgeschichte zu beklagen ist.

Der Hinweis Heinemanns hat die jüngste große Woge des Interesses in Gang gesetzt. Damit ist dem Bild des Hotzenwalds eine neue Farbvariante hinzugefügt worden. Die aus der Geschichte übernommene, aber neu gewertete Vorstellung und der mit dem vielfältigen Ideenschub der Nachkriegsjahre entfachte technische und wirtschaftliche Wandel mag eine neue Bearbeitung rechtfertigen. Nach R. Metz kann der Hotzenwald als Musterbeispiel dafür gelten, „wie Besiedelung, territoriale und wirtschaftsgeschichtliche Entwicklung von der Morphologie, dem Gewässernetz und dem steinernen Untergrund bestimmt wurden" (R. Metz 1980, S. 13). Das klingt nach Determiniertheit historischer Phänomene durch die Naturbedingungen und läßt Aktivitäten außer acht, die im Ringen um die Bestandserhaltung aus mangelnder Kenntnis der Gegebenheiten oder in falscher Einschätzung ihrer Wirksamkeit auch Fehlentwicklungen ansteuerten, sogar Lebensgrundlagen opferten. So bietet die heutige Landschaft eher das vorläufige Ergebnis von vielerlei Eingriffen des Menschen in den Naturhaushalt, von Planungen und Verwirklichungen innerhalb der engeren sozialen Umwelt, von ihrer Akzeptanz oder Ablehnung durch die Gesamtgesellschaft.

Geologische Struktur

Die Höhenlage des Hotzenwalds ist erdgeschichtlich jung; sie ist bedingt durch die Aufwölbung des Schwarzwaldschildes, an dessen südliche, am stärksten herausgehobene „Kuppel", das Feldbergmassiv, er sich anlehnt. Neu aufgelebte Strukturlinien älterer Gebirgsbildung queren die starre Gesteinsmasse. An der N-S-gerichteten (rhenanischen) Bruchzone von Wehr findet der Hotzenwald seine Begrenzung im Westen. Die Übergangszone zum Muschelkalk, die

Waldshut, Zeichnung von Prof. Richard Bellm

zugleich die wichtigste kulturgeographische Scheide im deutschen Mittelgebirge ist, dient der Abgrenzung zum Klettgau. Das südlich begrenzende Hochrheintal scheint nach neueren tektonischen Forschungen zwar durch eine W-O-verlaufende Schwächezone vorgezeichnet, war aber im Spiel der tektonischen Bewegungen einem merkwürdigen Wechsel der Durchflußrichtungen unterworfen. Noch im Alttertiär war die ganze Entwässerung nach Südosten, zur Voralpensenke gerichtet, in deren Bereich sich das ganze hydrographische System der Donau ausbildete. Durch ihre Zuflüsse wurde der aufgewölbe Südschwarzwald von seinen Decksedimenten befreit; die mächtigen Schuttmassen der Juranagelfluh beweisen die gewaltige Leistung der donauwärts gerichteten Gewässer.

Am Ende des Tertiär setzen neue tektonische Bewegungen ein. Mit der Hebung des Donaugebiets zieht die Rhône den größten Quellfluß der Donau, die Aare, über die Saone und die Burgundische Pforte an sich (Sundgauschotter!). Die Laufrichtung des Teilstücks, das wir erst seit wenigen Jahrzehnten als „Hochrhein" bezeichnen, wurde erst im Diluvium abgebogen in den sich weiter absenkenden Oberrheingraben. Dank der tiefen Basis des Großgrabens greift der Rhein auch weiterhin in das System der Donauzuflüsse auf der Ostabdachung ein und lenkt sie nach Süden ab. Den breiten, gefällsarmen Tälern der danubischen Abtragung setzt der junge Rhein enge Schluchten mit steilen Flanken entgegen. Er trägt damit bei zum landschaftlichen Kontrast des Hotzenwalds: Hochflächencharakter im Norden, starke Zertalung im Süden. Durch die Belebung ihres Gefälles fügten die Hotzenwald-

flüsse den flachen Talwannen steile Engtalstrecken mit konvexem Profil bei ihrem Unterlauf hinzu.
Das gesamte Gewässernetz des Südschwarzwalds, dessen Oberläufe noch ostwärts gerichtet sind, wird im „Kampf um die mitteleuropäische Wasserscheide" dem Rhein tributär. Die „Feldbergdonau", der Hauptquellfluß der alten Donau wird „geköpft" und damit zum Oberlauf der Wutach. Hier wird der klassische Fall einer Flußablenkung durch rückschreitende Erosion demonstriert, von einer Gutach zur Wutach.
Bei aller erosiven Zerscheidung wird der flächenhafte Charakter des Hotzenwaldes erkennbar. Für weite Teile ist darin das Gesicht einer Altlandschaft zu sehen, einer Auflagerungsfläche des Deckgebirges, das in den Hochgebieten der Abtragung anheimfiel, oder jedenfalls einer pliozänen (spättertiären) Einebnungsfläche. W. Penck hat in den 20er Jahren Flächen verschiedenen Niveaus zu einem System von „Rumpftreppen" zusammengeordnet, also von gebirgswärts treppenartig umlaufenden Verebnungsflächen. Sicher ist die Grundform des heutigen Hotzenwalds eine tektonisch beanspruchte Rumpffläche, die Einebnungsfläche eines später gehobenen Teils der Erdkruste. Einer flächenhaften Abtragung folgte mit der Hebung ein Wandel der klimatischen Situation im Spätpliozän und Diluvium. Die linienhafte Zerschneidung begann und prägte junge Züge in ein aufgedecktes greises Antlitz.

Eiszeitlich bedingte Zuformung

Aufgrund seiner Höhenlage erlebte der Hotzenwald in den pleistozänen Kaltzeiten eine umfangreiche Vergletscherung. Sein flächenhafter Charakter führte — gegensätzlich zu alpinen, also Hochgebirgsverhältnissen — zu einer typischen Plateauvergletscherung. Eine dünne, lückenhafte Decke glazialer Geschiebe zwingt uns zur Annahme einer Art Flächenvereisung. Unter diesem fast starren Eispanzer wurde das Relief eher erhalten als abgeräumt.
Nur in den tiefer eingeschnittenen Tälern der Flanken bildeten sich Gletscherzungen. Während des Stadiums der größten Vereisung kam es im Bereich der unteren Wehra und Alb zum Zusammenstoß des Schwarzwaldeises mit dem rißzeitlichen alpinen Rheingletscher (G. Rahm, Schwarzwald, S. 42). Während des Maximalstandes der Riß-Gletschervorstöße nahm vom Möhliner Feld der Rhein seinen Lauf, um von dort sein Urstromtal in eisfreier Zeit nach Osten einzutiefen. Sein heutiger Lauf ist erst seit dem Ende der letzten Kaltzeit ausgebildet, darum noch unausgeglichen und durch viele gesteinsbedingte Engtalstrecken und Gefällsbrüche („Laufen") gestört.

Siedlungsgeschichte

Weder die Hochflächen noch die zum Hochrhein sich öffnenden Schluchten boten Anreize zu einer frühen Besiedlung. Ältestes Siedlungsgebiet war das Hochrheintal selbst. Der archäologische Befund weist es als jungsteinzeitliche Siedlungskammer aus. Sie bleibt als Querspange im Netz der Römerstraßen zwischen Zurzach—Rottweil und Augst—Lopodunum/Ladenburg. Nur der Vorwald weist ältere Siedlungsvorstöße auf. L. Döbele ordnet weitere Rodungsphasen den aufsteigenden Höhenstufen zu. Sie rükken die Siedlungsgrenze bis an das Feldbergmassiv heran. Mit den Aufforstungen der Fürsten von Fürstenberg weichen Rodung und Siedlung aber wieder zurück.
Schwerpunktartig erfolgte die Besiedlung des Hotzenwalds in der Ausbauzeit des hohen Mittelalters. Das Auftauchen von Ortsnamen mit der Endung -ingen oder -wihl (= Weiler) weist auf die Altsiedellandschaften Klettgau und Aargau, aus denen sie übertragen wurden. Ihre frühesten Nennungen bestätigen die späte Gründung. Wie in allen Waldgebirgen ist die Zahl der Namen mit Stellenbezeichnungen sehr groß (-bach, -berg,

-ried, -moos etc.). Eine fast geschlossene Gruppe bilden Orte mit Rodungsnamen, die auf -schwand, -schlag, -holz enden. Sie weisen sich als Vertreter des weitesten Siedlungsvorstoßes aus.

Siedlungsgeschichtlich aufschlußreich sind vor allem auch Lage und Formen der Siedlungen. Geschlossenen Dörfern im Hochrheintal folgen auf den Rücken zwischen den südwärts gerichteten Talausgängen oft haufendorfartig verdichtete Siedlungen. Sie werden abgelöst durch „lockere Dorfsiedlungen" oder, wie sie Martiny nach dem Vorbild Westfalens nannte, durch „Schwarmsiedlungen", die sich oft meilenlang hinziehen. Über Zinken (Weiler und Hofgruppen) und Einzelhöfe schließt sich die Palette der Siedlungsvorstöße. Die sich über Jahrhunderte hinweg nach Norden richtende Rodungstätigkeit unterliegt auch hier dem Gesetz des fortwährenden Wandels. Bei der Ausweitung von Flur und Siedlung tendiert sie zu gewannartigen Flurformen und Wegedörfern, bei denen man einen Siedlungskern vergeblich sucht. Fortgesetzte Realteilung haben eine hangparallele Streifung mit Gemengelage des stark parzellierten bäuerlichen Besitzes bewirkt. Kleinbäuerlich strukturierte Landbewirtschaftung bei über die ganze Flur gestreutem Bodeneigentum ist die ungünstigste Voraussetzung für rationellere Arbeitsverfahren. Gegen Norden wird die Farbgebung der Fluren einheitlicher, da sie immer stärker durch Grünland bestimmt werden. Die Siedlungsverdichtung ist nicht allein das Ergebnis rein bäuerlicher Kolonisation. Bergbau und waldgewerbliche Tätigkeiten haben zusätzlich dazu beigetragen, den Wald zurückzudrängen oder ihn verkommen zu lassen. Zur extensiven Weidenutzung traten Übernutzung durch Werk- und Brennstoffentnahme. Wie in vielen Mittelgebirgen war Übervölkerung die Folge. Oft war freiwillige oder erzwungene Abwanderung das einzige Ventil, den Bevölkerungsdruck abzubauen. Geistige und materielle Not haben zu einem nicht geringen Teil in den beengten Lebensverhältnissen ihre Ursache. Für den größten Teil der Betriebe war die Ackernahrung zu klein. Den kargen Verwitterungsböden des Grundgebirges fehlt es vor allem an Kalk. Das Düngen mit Rheinschlamm konnte in der Gesamtheit wenig ändern.

Klimabedingungen

Die höheren Lagen des Hotzenwalds sind auch wärmeklimatisch Grenzstandorte agrarischer Nutzung. Im Stau ostwärts gerichteter atlantischer Luftmassen stellt der Mittelgebirgskörper eine ozeanisch geprägte Insel innerhalb einer kontinentaleren Umgebung dar. Orographische Struktur und Exposition bewirken freilich einige erhebliche lokale Unterschiede. Deutlich wärmer als es von den Höhenlagen zu erwarten wäre sind Höhenorte wie Höchenschwand, das „Dorf am Himmel", also mit der großen Fernsicht. Gründe sind in der geringen Bewölkung, damit in der größeren Strahlungsintensität und der häufigen Temperaturumkehr gegenüber den tiefen Lagen zu suchen.

Im Gegensatz zur Klimagunst der Hochflächen stehen die Hochtäler, die im Verhältnis zu ihrer Meereshöhe niedrigere Mittelwerte aufweisen. Für St. Blasien, die Muttersiedlung Höchenschwands, legten H. Trenkle und H. v. Rudloff die entsprechenden Werte vor (Schwarzwald, S. 62). Auch die für den Hotzenwald charakteristischen Muldenlagen sind Zielgebiete abfließender Kaltluft und neigen zu scharfen Frösten, Nebelhäufigkeit, Vernässung und Moorbildung. Darum werden sie von den Siedlungen in der Regel gemieden. Inversionswetterlagen sind besonders für die Wintermonate bei Hochdruck in allen Mittelgebirgen typisch. Während das Hochrheintal unter einer dichten Hochnebeldecke versinkt, die Einstrahlung und Luftaustausch verhindert, herrscht über der Sperrschicht bei großer Luftreinheit Sonnenschein und Trockenheit. Bioklimatisch von größter Wichtigkeit ist die Dauer des Son-

nenscheins: Im langjährigen Mittel läßt Höchenschwand mit seinen Werten die Tieflagen am Hochrhein hinter sich und reicht an die Sonnenscheindauer des Kaiserstuhls heran, dem an Sonnenschein reichsten Gebiet Deutschlands.
Die Niederschläge erreichen bei weitem nicht die Ergiebigkeit der Luvlagen des Schwarzwaldes, wo Stau- und Aufgleitvorgänge oft für tagelange heftige Niederschläge sorgen. Im Bereich des Feldbergmassivs liegen die Maxima im Winter, während im Hotzenwald die Sommerregen dominieren. Höchstwerte werden in Höchenschwand (1015 m NN) ebenso wie in Segeten (879 m NN) in den Monaten Juli und August gemessen.
Wuchsklimatisch ist der Hotzenwald gegenüber den tiefen Lagen benachteiligt. Die Vegetationszeit, durch ein Tagesmittel der Temperatur von mindestens 5 °C ausgezeichnet, erstreckt sich in den hohen Lagen nur über die Hälfte der Monate des Jahres. Erst mit einer Verzögerung von mehr als einem Monat gegenüber den Niederungen zieht der Frühling ein, wobei er immer wieder durch späte Fröste gebremst wird.

Landnutzung

So hatten sich Landnutzung und Hausbau auf enge physische Bedingungen einzustellen. Wie in anderen Gebirgsräumen erfolgte die Antwort auf die Herausforderung der Natur in einer Ausweitung der Viehwirtschaft. In den Höhengebieten herrscht Dauergrünland vor, es gibt aber auch Übergänge zur Egarten- bzw. Feldgraswirtschaft, bei der das Grasland nach Jahren des Futterbaus und der Weidenutzung umgebrochen wird, um Ackerfrüchten Platz zu machen. Viele Weiden neigen zu Vermoosung, Verkrautung und Verhorstung. Sie erinnern an die Bilder, die durch noch extensivere, aber längst verschwundene Nutzungsweisen wie die Reutbergwirtschaft entstanden, bei der Wald für wenige Jahre der Ackernutzung Platz machte, bis die Wuchskraft der Böden erschöpft war. Die heruntergewirtschafteten Wälder sind heute wieder in Hochwald überführt, freilich mit einem stärkeren Anteil der schnellwüchsigen Fichte und — neuerdings — der amerikanischen Douglasie.

Hausformen

Die natürlichen Verhältnisse haben der kleinsten Kulturlandschaftszelle, dem Bauernhaus, in verschiedenen Räumen oft ähnliche Formen aufgeprägt, daß sie dem Beschauer wie ein Stück Natur erscheinen. Aber die Landschaft ist ein offenes System, das keine eindeutige, unumkehrbare Antwort des Menschen erzwingt.
Das Hotzenhaus ist gekennzeichnet durch ein mächtiges Vollwalmdach, das mit dem Hausgerüst, einer Firstsäulenkonstruktion, eine Einheit bildet. Es schafft Berge-Raum für die Wintervorräte der Viehhaltung, Wohn- und Stallräume für Mensch und Tier (Wohnstallhaus) auf einem ebenerdigen, quergeteilten Einhausgrundriß. Der klimatischen Situation angepaßt, aber auch dem Wechsel der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse und den sich wandelnden Lebensgewohnheiten unterworfen, weist das Hotzenhaus auf das Strohhaus des benachbarten, linksrheinischen Aargau, von wo ein Großteil der Siedler kam. Kleiner dimensioniert ist es wohl als Kümmerform anzusehen, angemessen an die ärmlicheren Verhältnisse. Man liest von „unvorstellbarem Wohnungselend", weil mit der Realteilung sich oft mehrere Familien den bescheidenen Raum teilen mußten. Die Ärmlichkeit der Ausstattung, die durch das tief herabreichende Dach und den als Windschutz vor die Wohnräume gezogene „Schild" bewirkte Lichtarmut, das Fehlen eines Kamins u. a. hat das immer wieder beschriebene Hotzenhaus fast völlig aus der Landschaft verschwinden lassen.
Das „letzte strohgedeckte Hotzenhaus der ursprünglichen Form ist in einer beispiellosen Aktion" in letzter Minute gerettet worden

(H. Richter, Der Klausenhof in Herrischried, S. 5). Offenbar hatte das Notstandsprogramm für den Hotzenwald nach dem 2. Weltkrieg zwar den Lebensstandard der Bevölkerung in erfreulicher Weise gehoben, aber auch zur starken Dezimierung „originaler Hotzenhäuser beigetragen" (H. J. Wörner, Herrischried und der Klausenhof, S. 15). Gelegentlich scheint heute der Versuch gemacht zu werden, bei Erhaltung der Außenhaut modernen Wohn- und Freizeitbedürfnissen angepaßte Zweitwohnungen darin einzurichten.

Tätigkeiten der Klöster

Verschwunden oder nur als Ruinen erhalten sind auch die festen Burgen des niederen Adels, die meist auf den Talschultern der sich einschneidenden Bäche saßen. Abschnittsweise Sicherungen des Rodungslandes wurden sie schon früh dem Verfall preisgegeben, als die Eigentümer sich in die bequemeren Häuser der Altsiedelräume zurückzogen, von wo sie die Siedlung in den Wald vorgetragen hatten. Einige gehörten zum Dienstadel der gefürsteten Abtei Säkkingen, dem ältesten Kloster im alemannischen Raum. Es datiert sich zurück auf die irische Mönchskolonisation mit dem „Apostel Alemanniens", zu dessen Festtag, dem Fridolinstag, sich die Bevölkerung beider Seiten des Hochrheins, dem ehemaligen Herrschaftsbereich des Klosters hier zusammenfindet. Als Barbarossa die Vogteirechte des Klosters an die Grafen von Habsburg übertrug, schied er Glarus aus, um die wichtigsten Zugänge zu den Bündner Pässen reichspolitisch zu sichern. Trotz dieser Abtrennung blieb St. Fridolin der Landespatron des Kantons Glarus. Im Hotzenwald trug die Rodearbeit der Stiftsbauern die Grundherrschaft des Damenstifts etappenweise weit in dessen klimabegünstigten Südwesten vor. Um viele von ihnen begründeten Dinghöfe haben sich später weitere Höfe angesiedelt; sie sind damit zu Ansatzpunkten für „Schwarmsiedlungen" geworden.

Weit wirksamer für die Erschließung des südlichen Schwarzwalds war die Rodearbeit des Reformklosters St. Blasien, das an der Stelle einer älteren Einsiedelei auf dem Wald von Rheinau aus gegründet wurde. Über die in die Wälder vorgeschobenen Rodungsareale mit Eigenhöfen wurde von den Äbten versucht, ein geschlossenes Territorium mit grundherrlicher Organisation und einheitlicher Gerichtsbarkeit und wirtschaftlicher Nutzung, unabhängig von weltlicher und kirchlicher Macht zu schaffen. Die Bemühung um einen geschlossenen, eigenständigen Besitz mußte mit einer Ausdehnung der Rechte gegenüber der Bevölkerungsgrundschicht und einer Befreiung von Pflichten gegenüber der politischen Herrschaft des Altlandes einhergehen.
Interessant ist, daß diese „colonia Sancti Benedicti" sich einem Dynastengeschlecht anschloß, das, aus dem Innerschwäbischen kommend, durch Erwerb von Vogteirechten seinen Grafenamtsbereich zu einem hoheitlichen Staatsgebilde auszuweiten versuchte, den Zähringern. Ihre Städtegründungen und Klosterstiftungen dienten einer weitsichtig geplanten Sicherung der Gebirgsübergänge eines freilich kurzlebigen „Schwarzwaldstaats". Neue Aufgaben als Rektoren (Verweser) Burgunds orientierten sie nach den europäischen Kernräumen. Das frühe Aussterben des Geschlechts ließ ihr Erbe verfallen.

Die Rolle der Habsburger

Hotzenwald und St. Blasien wurden von Konrad IV. im Jahre 1254 einem staufertreuen Dynastengeschlecht, das sich nach seiner aargauischen Stammburg benannte, den Habsburgern, übergeben; ein Jahrhundert zuvor hatten sie die Reichsvogtei über Säckingen erworben. Ihre Erwerbspolitik richtete sich auf ein Wiedererstehen des alten Herzogtums Schwaben durch Zusammenschluß der zersplitterten Herrschafts- und Besitzrechte. Sie forderte den Wider-

Aichen, Zeichnung von Prof. Richard Bellm

stand freiheitlicher Kräfte heraus. Die Eidgenossenschaft ist als eine Reaktion auf die wachsende Macht Habsburgs zu betrachten. Als sich das Schwergewicht der Aktivitäten des Hauses Habsburg nach Osten verlagerte, blieb die Integration seiner Westlande unvollendetes Stückwerk. Die Streulage dieser Vorlande begünstigte das Aufkommen zentrifugaler Kräfte; aber das Hochrheintal mußte als Verkehrsachse Vorderösterreichs erhalten bleiben. Seine Lebensfähigkeit war freilich ständiger Bedrohung ausgesetzt. Festtage wie die Waldshuter Chilbi erinnern an die lange Belagerung durch die Eidgenossen, aus der sich die Stadt, bereits sturmreif, nur durch eine List befreien konnte. Der als Schwyzertag in der Teilstadt Tiengen gefeierte Heimattag dient dem Gedenken an die Rettung der Stadt vor den Eidgenossen, die allerdings wenige Jahrzehnte später Tiengen plünderten und brandschatzten. Die heutige Grenzziehung am Hochrhein kann als das geronnene Bild der geschichtlichen Auseinandersetzungen zwischen Eidgenossen und Österreich betrachtet werden. Das rechtsrheinische Überlappen des eidgenössischen Territoriums scheint die Überlegenheit schweizerischen politischen Handelns zu dokumentieren.

Sonderrechte

Über die Hochrheinfurche hinweg sind natürliche Voraussetzungen zu vermuten, die genossenschaftlichem Handeln förderlich

waren und zur Abwehr obrigkeitlicher Übergriffe reizten. Daß gebirgiges, schwer bearbeitbares Gelände, daß schwer zugängliche, aber strategisch wichtige Räume, daß harte Lebensbedingungen bei ständig drohenden äußeren Gefahren gegenseitige Abhängigkeit und Verbundenheit förderten, darauf hat K. Weller erstmals hingewiesen. Freilich handelt es sich bei den Sonderrechten der Hotzenwälder nach H. Schwarz (Hotzenwald, S. 142 ff.) nicht um „uralte Freiheit der Ahnen", auch nicht um Privilegien für die gesamte Bauernschaft oder Sonderrechte als Ausgleich für den kargen Boden; für die Zugehörigkeit zu der ständisch freien Schicht ist nicht die persönlich freie Stellung des Bauern, sondern die „dingliche Grundlage, der Besitz eines Freiguts entscheidend". „Die Freien des Hotzenwalds sind freie Vogtleute der Habsburger." Sie sitzen in Gebieten der 2. und 3. Ausbauschicht als „Keil zwischen den Besitzungen von Säckingen und St. Blasien", aber auch im altbesiedelten Muschelkalkgebiet (Hotzenwald, S. 143), nicht jedoch in den bioklimatisch ungünstigsten Rodegebieten.

Doch welches waren die Freiheiten der Freibauern? „Ähnlich wie in der Schweiz bildeten die ... Freien einen gesonderten Gerichtsverband." Das Freigut, „unabhängig vom Wechsel der Person, war dem Recht und der Gerichtsbarkeit der Freigerichte unterworfen." Auch „die Freiheit von fremdem Gericht", bestätigt von Friedrich III., ist nach Schwarz ein deutlicher Hinweis darauf, daß in gerichtlicher Hinsicht eine Entwicklungslinie von den Freibauernrechten zur Einungsverfassung hinüberführt (S. 156). Den Hotzenwald-Einungen standen auch genossenschaftliche Regelungen wirtschaftlicher Angelegenheiten, der Steuerzuteilung, der Wahl der Standesvertretung zu, alles „Ansätze kommunaler Selbstbestimmung".

Sicher wirkte das Vorbild der Eidgenossen, denen es gelang, die genossenschaftliche Idee zum tragenden Prinzip eines eigenen Staatswesens zu machen, als bewegender Motor für die Bestrebungen der Hotzenwälder, diese Rechte zu erhalten und sie über die herrschaftliche Abstufung hinaus auf alle Bewohner auszudehnen. Nach K. F. Wernet gab es im 15. Jahrhundert sogar starke Tendenzen, die Grafschaft Hauenstein der Eidgenossenschaft anzuschließen (ZGORh, Bd. 99, S. 623). Mit ständig drohenden Konflikten standen herrschaftliche und genossenschaftliche Gewalt einander gegenüber.

Die geschichtlichen Quellen erlauben kein abschließendes Urteil. Sicherlich reichten die Kräfte im Hotzenwald nicht aus, eine politische Form zu schaffen ohne herrschaftliche Zustimmung. Vielleicht wurde sie auch gar nicht angestrebt. Erreicht wurde die vielbeschriebene Organisationsform der Einung, in der alle bäuerlichen Genossen jährlich in offener Versammlung am Tage des hl. Jerg (Georg), dem legendären Kämpfer für Recht und Freiheit, ohne obrigkeitliche Einengung ihre Vertreter, die Einungsmeister, wählten. Aus der freien Wahl der 8 Einungsmeister ging dann der „Redmann" (Sprecher) hervor, der die Bauern in der Versammlung der Landstände mit Sitz und Stimme vertrat. Symbolhaft repräsentiert war er durch den Besitz von Siegel und Fahne, die wie andere Hoheitsmerkmale (Waffenbesitz, Jagd- und Angelrecht) nur dem Adel zustanden.

Zu weiteren Zugeständnissen konnte sich das Erzhaus nicht bereit finden. Die „Freien" Einungen aus dem lockeren habsburgischen Staatsverband zu entlassen hätte das Einverständnis bedeutet, daß die Eidgenossen den Hochrhein, die Lebensader Vorderösterreichs abriegelten. Die Bauern brauchten Habsburg in der Auseinandersetzung mit St. Blasien, dessen Äbte immer wieder versuchten, ihre Herrschaftsansprüche in die Grafschaft Hauenstein vorzuschieben.

Unruhen

Die formal-juristisch begründeten Forderungen der Äbte an ihre zinspflichtigen Bauern wurden als Kränkung und Unterdrückung

empfunden. Andererseits waren sie bestrebt, die klösterliche Freiheit gegenüber den Versuchen der Vögte zu festigen, ihre amtliche Funktion zu Herrschaftsrechten umzuwandeln (Feudalisierung). Von verschiedenen Ebenen gingen so Bestrebungen aus, einheitliche Rechtsgebiete zu schaffen, von Seiten der Einung durch die Befreiung von leibherrlichen Verpflichtungen, vom Kloster her durch Ausdehnung der Leibeigenschaft zur Eindämmung der Gefahr der Abwanderung, damit des Wüstfallens der Landschaft, von Habsburg aus, um das Gebiet, in dem es die Hochgerichtsbarkeit ausübte, unter eine einheitliche Verwaltung zu stellen. Immer ging es um ein einheitliches Rechtsgebiet.

Die Einungen waren bereit, die landesherrlichen Hoheitsrechte anzuerkennen, wehrten sich aber erbittert gegen die wiederholten Versuche der Grundherrschaft St. Blasien, ihren Immunitätsbezirk („Zwing und Bann") auszuweiten und die Rechte der Einungen einzuschränken. Lange vor dem Bauernkrieg entzündeten sich aus dieser Gegnerschaft heftige Aufstände gegen das Kloster (1370). Ein „ständiger Kleinkrieg" (Haselier, S. 37) gipfelte schließlich in dem Zug von mehreren hundert Bauern an Allerheiligen 1524 gegen St. Blasien, der für das Kloster zunächst glimpflich ablief, dem aber im folgenden Frühjahr Plünderungen und Zerstörungen sich anschlossen.

Untersützt wurden die Bauern von der Stadt Waldshut, die Bundesgenossen suchte, als sie sich unter dem Einfluß von Zwingli der Reformation zuwandte und schließlich mit dem ehemaligen Theologieprofessor Hubmaier sich als einzige Stadt neben Münster der Wiedertäuferbewegung anschloß und damit in die totale Isolierung steuerte. So entstand eine Verbindung von religiösen und politischen Bestrebungen, von Heilserwartungen und revolutionärem Umbruch, aufgepeitscht durch die Agitation von Thomas Münzer. Der Traum einer totalen Neuordnung, der Errichtung des Reiches Gottes auf Erden war eher ein Taumel (nicht einmalig in der deutschen Geschichte) in einer totalen Bedrohung, dem neben der geistigen Tradition auch die religiöse Kunst, wie im benachbarten, von Zwingli beherrschten Zürich zum Opfer fielen. Mangelndes Zusammenwirken, das Fehlen einer einheitlichen Führung der Bauernhaufen, ließ ihre Sache bald verloren gehen; die Verweigerung einer Hilfeleistung Zürichs zwang Waldshut auf die Knie.

Die Bauernschaft ging geschwächt aus dem Kampf hervor, die Stadt verlor viele ihrer Rechte. Noch härter wurde der Wohlstand von Wald und Waldshut im 30jährigen Krieg und in den Erbfolgekriegen getroffen. Die Spannungen wuchsen.

Salpeterer-Aufstände

Während der Erbfolgekriege brachen die Unruhen der „Salpeterer" auf dem Walde aus. Selten hat ein lokaler Aufruhr in ähnlich vielen Beschreibungen seinen Niederschlag gefunden. Die Auflehnung richtete sich vor allem gegen die Bezeichnung „leibeigen" für die Klosteruntertanen, aber auch weitere grundherrschaftliche Eigentumsverhältnisse. Eine Milderung des Ausdrucks zu „eigen", vom Kloster interpretiert als sachliche Verpflichtung, fand nicht die Zustimmung der Bauern. Man steuerte nach Schweizer Muster Reichsunmittelbarkeit an, wobei man die Herrschaft zur bloßen Schutzmacht zu reduzieren versuchte. Die Nachbarschaft zu den Eidgenossen war dem Überspringen freiheitlicher Ideen förderlich. Sie bot immer flüchtigen Salpeterern Schutz und Unterschlupf. Viele familiäre Verbindungen gingen zur Schweiz: Die Mutter des Johann Fridolin Albiez, des Initiators, dessen Beiname „Salpetererhans" der Bewegung den Namen gab, war Schweizer Abkunft (Metz, S. 287). Neben seiner Landwirtschaft betrieb er das Sammeln von Salpeter, den man durch Abkratzen des Mauersalpeters von den Stallwänden gewann. Durch Versetzen mit Pottasche, die auch im Wald gewonnen wurde, Sieden und Eindampfen erhielt man Kalisalpeter, einen

wichtigen Rohstoff für Gerber, Färber, Apotheker und Pulvermüller. Der Salpeterhandel war ein privilegiertes Gewerbe und ermöglichte dem Salpeterhans ein beachtliches Vermögen und politischen Weitblick. Auch die anderen Anführer, die „Erzrädelsführer und Hauptrebellen", wie sie der Gesandte St. Blasiens am Wiener Hof, der Freiburger P. Herrgott in seinen umfangreichen Tagebuchaufzeichnungen nannte (Bad. Heimat, Jahresheft 1932, S. 297), muten nicht hinterwäldlerisch an. Der „Preuß" war im preußischen Heer viel gereist, ebenso wie der Spielmann Hottinger oder das „Glasmännle", dem E. Müller-Ettikon in den Beiträgen zur Geschichte des Hotzenwalds eine Charakterstudie widmet. Als Glasträger ging er, mit der Krätze voller Glaswaren auf dem Buckel, für die nahe Glashütte auf dem Wald und in der Schweiz hausieren. Weltläufig wie er war, erklärte er sich bereit, die Sache der Bauern am kaiserlichen Hof zu vertreten, wo man diese eher als „ungehorsame Kinder" denn als Rebellen betrachtete. Es ist interessant zu verfolgen, wie sich später sein Weg als Flüchtiger immer wieder zu beiden Seiten der Grenze verliert, bis sein unruhiges Leben in der Festungshaft in Ungarn sein Ende findet. Das Schicksal bedeutete für viele Salpetererfamilien Verbannung donauabwärts in den katholischen Banat, wo sie ihre wäldlerische Eigenart entsprechend ihren jeweiligen Vermögen noch lange bewahrten. Die Zurückgebliebenen sind in ihrem Kampf gegen die Obrigkeit zwar unterlegen, haben aber ihre alten, inhaltlich wohl nicht definierten Rechte und Freiheiten so erbittert mit Zähnen und Klauen, mit Ihrem „Hotzentrotz" also, gegen deren Übergriffe verteidigt, daß sie unsere Achtung und Bewunderung verdienen. Wenn sie heute zu Exponenten für eine breite Widerstandsbewegung gegen „die da oben" hochgesteigert werden, wird eher die Position des Berichters entlarvt als die der Hotzenwälder. Reformatorische oder sozialreformerische Zielsetzungen waren ihnen fremd.

Der im Jahre 1738 zwischen den Einungen und dem Kloster erreichte Ablösungsvertrag für feudale Verbindlichkeiten brachte dem Hotzenwald keine Lösung, da dieser wieder bekämpft wurde unter der Vorgabe, St. Blasien habe keine Rechte zu verkaufen gehabt. Bei hohen Zins- und Kriegslasten fanden die „Unruhigen" mit ihren Aufrufen zum Steuerstreik bei der übrigen Bevölkerung leicht Gehör. Die Freiheitsbewegung entartete zu einem Revoluzzertum mit bürgerkriegsähnlichen Ausschreitungen gegen Leben und Gut der „Ruhigen" und deren Einungsmeister. Die zeitweilige Besetzung des Hotzenwaldes durch französische Truppen im österreichischen Erfolgekrieg nutzten die „Unruhigen" zu einem Versuch, sich aus dem Staatsverband zu lösen. Der bewaffnete Aufstand brach 1745 unter den Schlägen des österreichischen Militärs zusammen. Da man keine Märtyrer mehr machen wollte, vermied man zu harte Strafen. Die Haupträdelsführer wurden mit ihren Familien donauabwärts deportiert und auf die Dörfer im Banat verteilt.

Unter badischer Herrschaft

Der Widerstand schien gebrochen, aber der Übergang an Baden wurde mit dem größten Mißtrauen zur Kenntnis genommen. Man hatte unter österreichischer Herrschaft weitgehende Selbstverwaltung genossen, in einem Verband, der Kleinstaaterei begünstigte. Obendrein konnte man stolz darauf sein, daß der Landesherr zugleich Kaiser des Reiches war. Der neue, ein Großherzog, der in Karlsruhe residierte, war unbekannt, dazu noch evangelisch. Reformen in Verwaltung, Kirche und Schule, wie sie von Kaiser Josef II. schon eingeleitet waren, schienen den konservativen Salpeterern zu modern. Trotz aller Beschwichtigungen von höchster Stelle lebte der alte Widerstand wieder auf (Metz, S. 232). Man verweigerte dem badischen Staat „Huldigung, Steuerzahlung und Militärdienst". Die Renitenz formierte sich neu unter Ägidius Riedmatter, der sich durch die

Erscheinung des Geistes von Albiez zu dessen Nachfolger bestimmt sah. Sein Gefolge, die „Ägidler", gelobten Treue zum Erzhaus Österreich und zum alten Glauben. Ihr trotziges Mißtrauen wandte sich ebenso gegen kirchliche Neuerungen und deren Vertreter, die Ortsgeistlichen, die zugleich Schulinspektoren waren. Man warf ihnen Abfall vom rechten Glauben vor. Selbst der Bischof galt als „Glaubensabtrünniger". Man trat in den Kirchenstreik und verweigerte den Pfarrern priesterliche Handlungen.

Daß bei der Stützung dieser Widersetzlichkeiten den Frauen eine dominierende Rolle zukam, war neuerdings im Zuge der feministischen Bewegung Anlaß zur These, auf dem Wald seien noch tief verankerte vorgermanische Glaubensvorstellungen mutterrechtlicher Prägung am Leben. Maria als Symbol des Widerstands gegen die Mächtigen? Die Bestrebungen der Amtskirche, den Marienkult durch Verbote einzuschränken, habe zur Folge gehabt, daß man sich außerhalb der Kirchen versammelte, um in privaten Bereichen vor Marienstatuen gemeinsam den Rosenkranz zu beten. Nun gab es freilich auch eine Rosenkranzbruderschaft in Säckingen, als die Türken vor Wien standen. Im Säckinger Doppelkloster hatte allerdings auch die Äbtissin — ebenso wie in Zürich — das Sagen, die Oberhoheit. Daß auch in der Stadt Waldshut die Weiblichkeit während der Glaubenskämpfe zu den Waffen griff, paßt vielleicht nicht ganz in das Bild. Aber nach einer neueren Untersuchung (1985) sind Frauen eher bereit, Gewalt anzuwenden.

In seiner Geschichte des Hotzenwaldes (S. 65) sagt Haselier, die Bauern „verharrten in steriler Distanz" zu Staat und Kirche. Hansjakob spricht von der Entartung einer freiheitlichen Bewegung zu religiösem Sektierertum. Die bürokratischen Entscheidungen der fernen Landesregierung des Flächenstaats, durch Strafen, Pfändungen, deren Menge sich nicht nach dem Existenzminimum der Haushalte richtete wie einst unter klösterlicher Herrschaft (Fernsehsendung des 3. Programms SW vom 12. 12. 1985), und Zwangsmaßnahmen an die neue Ordnung zu gewöhnen, vermochten lange nicht, ein neues Staatsbewußtsein zu schaffen. Die Vorrechte mußten der einheitlichen Staatsform geopfert werden. Die nach französischem Muster begründete Organisationsform der Mittelbehörden nahm auf historisch gewachsene Einheiten keine Rücksicht, war eher darauf aus, sie zu beseitigen. Viele Hotzenwälder kehrten der Heimat den Rücken oder wurden zwangsweise ausgesiedelt. „1851 wurden aus dem Kirchspiel Herrischried über 500 Personen auf Staats- und Gemeindekosten nach Amerika verbracht" (zitiert bei Metz, S. 736).

Hausindustrie

Schon während der Rodungsphasen standen hausgewerbliche Tätigkeiten ergänzend neben der agrarischen Produktion. E. Gothein erwähnt in seiner Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwalds (Straßburg 1892, S. 519) die Woll- und Hanfspinnerei der dem Kloster St. Blasien Hörigen des 14. Jahrhunderts, wobei von der Herrschaft Rohmaterial und Lichter in die Häuser geliefert wurden.

Wichtiger war der Einfluß der Schweizer Industrie, deren Textilien Weltgeltung besaßen, auf die Hauensteinischen Einungen. Schon im 16. Jahrhundert war Basel eine „Freistatt der Sektierer" (Gothein, S. 728) und als „Kalvinistische Diaspora" mit den Antrieben kalvinistischer Religiosität (F. Schnabel) eine Pflanzschule der Kapitalwirtschaft. Stand im frühindustrialisierten Raum jenseits der Grenze Kapital zur Verfügung, wurde im hoffnungslos parzellierten Hotzenwald der Zuerwerb eine gebieterische Notwendigkeit. Schweizer Kapital gab den Anstoß, billige, saisonal in einem ausgeprägten Jahreszeitenklima mit langer Vegetationsruhe brachliegende Arbeitskraft willigte ein. Sie konnte bei Beginn des Winters das Rohmaterial übernehmen; im Frühjahr wurden

Gschwend, Zeichnung von Prof. Richard Bellm

die fertigen Stücke abgeholt. Das auf dem undurchlässigen Grundgebirge weit verzweigte Gewässernetz stellte das für die Textilien wichtige weiche Wasser. Im Hotzenhaus ließ sich genügend Raum schaffen für Spinnrocken und Webstuhl.

Das gesamte Wirtschaftsleben der Landschaft wurde durch das Textilgewerbe umstrukturiert, die angestrebte Befriedung durch sinnvolle wirtschaftliche Tätigkeit schien erreicht. In der Form des Verlagswesens organisiert geriet die „frühkapitalistische Produktion" (Sombart) in die Abhängigkeit der Städte um den Hochrhein. Nicht selten wurde die Arbeit durch betrügerische Mittelsmänner ausgebeutet.

Schon im frühen 18. Jahrhundert hatte sich in Waldshut ein städtisches Patriziat ausgebildet. Ihm gehörten Webstühle und Manufakturen, in denen die Veredelung im Färberei- und Appreturbereich erfolgte.

Technischer Fortschritt

Die erste mechanische Baumwollspinnerei, ein Schrittmacher der Maschinentechnik, wurde in den leerstehenden Gebäuden des Klosters St. Blasien eingerichtet, die nach der Vertreibung der Mönche vom badischen Staat übernommen worden waren. Der ungenutzte Raum erwies sich als der einzige Standortfaktor für die Begründung einer

Produktion von Spinnereimaschinen, war sie doch recht kurzlebig.
Ein neuer Anstoß erfolgte, als Baden dem Zollverein beitrat, damit zur Schweiz hohe Zollmauern aufrichtete, denen gegenüber die Zölle der Kantone nur ein bescheidenes Niveau hatten. Durch Qualitätsverbesserungen allein konnte die kantonale Industrie ihren Zugang zu dem von Zöllen umgebenen Markt nicht behaupten. Schweizer Betriebe siedelten sich im Zollausland Baden an; sie brachten nicht nur Kapital, sondern auch technisches know-how und damit wertvolle Impulse. Auch für mechanisierte Großbetriebe, die i. a. als Filialbetriebe gegründet wurden, waren die erforderlichen Produktionsbedingungen gegeben: Arbeitskräfte, die durch das traditionelle Hausgewerbe mit der Herstellung von Textilien vertraut waren, und das Vorhandensein von Wasserkraft als Energiequelle, besonders in den engen Tälern von Alb und Wehra. Der Baumwollindustrie als der wachstumsfähigsten Branche galt das Hauptinteresse.
Der etwas zögerliche Beitritt Badens zum Zollverein, in dem ja Preußen die Oberhand hatte, brachte also keine Isolierung vom südlichen Nachbarn; die Grenze wurde sogar zum Standortfaktor und ermöglichte dem Hochrheingebiet den Anschluß an den wirtschaftlichen Vorsprung der Schweiz, die ja von den Kriegen verschont geblieben war. So greift hier ein Wirtschaftraum mit einem hohen technischen Entwicklungsstand über den Staatsraum hinweg. Der Bund zwischen Technik und Kapital brachte der Textilindustrie am frühesten den Großbetrieb. Nur in den Städten konnte er sich niederlassen, wobei er das Heimgewerbe in Krisen stürzte. Da zeigte es sich wieder, daß die Hotzenwälder nicht nur zurückblickten, sondern nach Mitteln und Wegen Ausschau hielten, ihre prekäre Wirtschaftslage zu stabilisieren. Als das älteste deutsche Laufkraftwerk am Hochrhein errichtet war, holten sie nach der Gründung der Kraftabsatzgenossenschaft „Waldelektra" den elektrischen Strom in ihre Häuser, um ihre Heimwebstühle anzutreiben. Die Möglichkeit des Ferntransports von elektrischer Energie bei unerheblichen Verlusten, die flächendeckende Versorgung mit elektrischem Strom, der ja in kleinsten Mengen verteilt werden kann, hatten Hoffnungen geweckt, die Streu der Arbeitsplätze in den Dörfern des Hotzenwaldes erhalten zu können. Doch haben diese Bedingungen in allen Textilgebieten nur kurzfristig eine Stabilisierung der Betriebe gebracht.
Auch der Ausbau der Verkehrsverbindungen war für die Textilindustrie durchaus zweischneidig. Als Träger der Frühindustrialisierung wurde sie dem stärksten Konkurrenzdruck ausgesetzt. Wettbewerbsverzerrende Produktionsbedingungen der Niedriglohnländer mit ihrem Überangebot an Arbeitskräften gefährdeten schließlich den Bestand der Märkte, zumal sie arbeitsintensiv war. Die Produktionsausweitung der Nachkriegszeit ist der Kapitalintensität zu verdanken, die die Produktionskosten zu senken vermochte. Dieser Innovationsschub mit seinen großen Kapitalinvestitionen (Investitionsaufwand 2 Mill. DM/APl) zwang wiederum zur Konzentration der Produktion. Die lockere Streu von Spinnereien und Webereien wurde aus dem Gebirge abgesaugt und auf die sich schließende Industriegasse am Hochrhein konzentriert. Die hausgewerbliche Tradition hatte immerhin zur Folge, daß in den Nebenerwerbsbetrieben des Hotzenwalds seit Generationen auf nicht-agrarische Berufe vorbereitet wurde; so gibt es nur eine relativ geringe Zahl ungelernter Arbeitskräfte auf dem Wald.

Gewerbliche Traditionen

Vom Gesichtspunkt der Rohstoff- und Energieversorgung her gesehen bot das Waldbergland für frühe gewerbliche Tätigkeiten günstige Voraussetzungen (Metz, S. 347 bis 556). Flächenhafter Reichtum an Holz, linienhaft verfügbares Wasser und punkthaft in Tälern und an Bergflanken ausstreichende

Erz- und Mineralgänge boten, wie in allen ozeanisch geprägten Waldgebirgen, natürliche Standortvoraussetzungen für frühindustrielle Unternehmen. Die Eisenhütten mit ihren Blasebälgen, die Hammerwerke mit ihren Frischfeuern und Schmiedehämmern waren auf Wasserkraft angewiesen. Die viele Kilometer langen Wuhren entstanden wenigstens teilweise durch diesen Bedarf.

In Laufenburg werden Eisenschmelzen schon 1207 erstmals genannt (Vorderösterreich, S. 145). Als Mittelpunkt der Eisenverhüttung war Laufenburg auch Sitz des Hammerschmiedbundes, einer Gemeinschaft von Bergleuten, Hüttenmeistern und Hammerschmieden mit zunftartiger Verfassung. Auch St. Blasien betrieb einige Eisenwerke dort, wo der Energieträger Holz durch Wildflößerei antransportiert werden konnte. Mit einem Rechen wurden Stämme und Scheitholz aus den Gewässern gesammelt, zum Hüttenwerk gebracht und dort verkohlt. Bis in das 18. Jahrhundert „mußte man für die Erzeugung von einem Zentner Eisenware mit der fast 20fachen Holzmenge rechnen" (Metz, Vorderösterreich, S. 279).

Die Flößerei bei den Laufen am Hochrhein war genossenschaftlich geregelt. Wo nicht geflößt werden konnte, nutzten Glasmacher die Wälder. Besonders im Südschwarzwald häuften sich die Glashütten. Mit ihren großen Rodungsflächen waren sie oft Pioniere agrarischer Nutzung. Nur ein Bruchteil der Wärme, die bei der Verbrennung entstand, wurde für die Glasherstellung ausgewertet; es ging den Glasmachern vor allem um den Gehalt an Kalium, das für Glas gebraucht wurde. So richtete sich die Holzfällerei auf die an Kali reichen Buchen und drängte mit diesem Einschlag den Laubholzanteil des Waldes erheblich zurück.

Hinter der den Wald vernichtenden Wirkung der Eisen- und Glashütten blieb die Holzschneflerei weit zurück. Bei ihrer geringen Standortbindung war sie, den Nagelschmieden gleich, in hausgewerblichen Kleinbetrieben über den Wald gestreut. Die Ablösung dieser Kleinbetriebe durch Manufakturen und Fabriken war vorprogrammiert, nachdem sich ihre Lagevorteile durch Änderung der Energiebasis (Steinkohle ersetzt Holz), durch Verarmung der Lagerstätten und den Massenbedarf an Rohstoffen geändert hatten. Das Massenangebot an Billigwaren verdarb schließlich den Markt. Die ersten Schritte waren getan zur Industrialisierung größeren Stils, ohne Proletarisierung und politische Radikalisierung der neuen Industriereviere.

Die Revierferne konnte auch mit dem frühen Bau des Massenverkehrsträgers Eisenbahn im Anschluß an die Hauptstrecken des Landes nicht beseitigt werden. Das große Potential der hier verfügbaren Wasserkraft, in der vor- und frühindustriellen Zeit schon ein entscheidender Standortfaktor, bot nach der Umwandlung in Elektrizität durch die Weiterentwicklung des Wasserrads zur Turbine und deren Verbindung mit einem Stromgenerator einen Ausgleich für die großen Entfernungen zu den wirtschaftlichen Kernräumen. Die Stromgewinnung schien zum Rückgrat der Wirtschaft am Hochrhein und im Hotzenwald bestimmt.

Elektrizitätswirtschaft

Mit der Inbetriebnahme des ersten hydroelektrischen Kraftwerks auf europäischem Boden, dem Elektrizitätswerk Rheinfelden, kündigt sich am Ende des 19. Jahrhunderts eine neue Phase der technischen und wirtschaftlichen Entwicklung an. Die Voraussetzungen und Hemmnisse, die positiv und negativ zu bewertenden Folgen sind vielfach beschrieben worden; sie seien hier nur kurz skizziert.

Der Hochrhein ist für die Elektrizitätsgewinnung hervorragend geeignet. Als außeralpiner Flußabschnitt bietet er den gefällsreichsten Lauf Mitteleuropas (1‰). Die Fließgeschwindigkeit ist entsprechend hoch. Aber auch die Wasserführung gibt dem Hochrhein eine Sonderstellung unter vergleichbaren

Flußsystemen. Bei seinem west-östlichen Verlauf erhält er den Wasserreichtum von Hoch- und Mittelgebirge. Er kann deren Wasserangebot ausgleichen, wobei das Bodenseebecken mithilft. Im Sommer erreicht die Wasserführung ihren Höchststand. Mit der Aare gewinnt der Hochrhein einen Zufluß, der sein eigenes Angebot übersteigt. Für die Stromgewinnung bedeutsam ist die Geschiebeführung; sie ist durch natürliche Seen und Stauhaltungen der Zuflüsse niedrig gehalten.

Kein Wunder, daß der Grenzfluß in schneller Folge durch die rohstoffarmen Anrainer mit einer Reihe von Kraftwerkssystemen besetzt wurde, die immerhin zusammen das 10-fache der Leistung des kanalisierten Neckars erbringen. Besonders die kapitalstarke Westschweiz war am Ausbau des Hochrheins zur Stromschiene interessiert. Die bereits um die Jahrhundertwende mit Schweizer Kapital gegründete stromgebundene Industrie prägt noch heute die Wirtschaftsstruktur des Raums. Es handelt sich i.a. um Filialbetriebe von Mutterunternehmen der chemischen, metallurgischen und holzverarbeitenden Branchen. Ihre ausgeglichene Verbrauchskurve macht sie für die Elektrizitätswerke besonders interessant, da sie i.a. durchgehend arbeiten und gleichmäßig große Strommengen abnehmen. Sie kommen ihnen daher mit günstigeren Tarifen entgegen.

Anders ist es bei Verbrauchergruppen, die einen jahreszeitlich und besonders tageszeitlich unterschiedlichen Bedarf entwickeln. Die Elektrizitätswerke müssen in der Lage sein, mit ihren Kapazitäten auch den maximalen Belastungen zu entsprechen, die Stromerzeugung also der schwankenden Verbrauchskurve anzupassen. Da der Strom als sekundäre Energie sich aber nicht aufbewahren läßt, muß ein Teil der installierten Kapazität ungenutzt bleiben. Wärmekraftwerke können sich dem Verbraucher besser anpassen. So erweist sich ein Zusammenschluß verschiedener Kraftwerkstypen durch ein Verbundnetz als eine Möglichkeit, den Verbrauch nach Bedarf zu beliefern.

Eine andere Kombination von Stromgewinnungsarten für Grundlast und Spitzenbelastung ist der Verbund von Laufwasserwerken bzw. Wärmekraftwerken mit Pumpspeicheranlagen. Nicht abgerufene Mengen aus den die Grundlast tragenden Werken werden dazu verwendet, um Wasser in hochgelegene natürliche oder künstliche Becken zu pumpen. In Zeiten großen Bedarfs wird das hoch gepumpte Wasser im Rückfluß zur Erzeugung von hochwertigem Spitzenstrom verwendet.

Die Voraussetzungen für eine Pumpspeicherung im Verbund mit Laufkraftwerken sind hier nahezu ideal. Hohe Niederschlagsmengen begründen den großen Wasserreichtum des Hotzenwalds. Ungleichmäßiges Angebot kann durch Entnahme von Pumpwasser im Kraftwerk Waldshut ausgeglichen werden, wenn der Rhein etwa infolge der alpinen Schneeschmelze eine besonders große Wasserführung aufzuweisen hat. Einem erhöhten Kraftbedarf im Winterhalbjahr wird man durch Aufstauung des Schluchsees um 29 m gerecht.

Hier stand ein glazial überformtes Tal (Zungenbecken) zur Verfügung, das nach dem Bau einer Staumauer 108 cbm Nutzwasser speichern kann. Seiner Größe entsprechend gab der Speicher dem ganzen System seinen Namen. Der Höhenunterschied von 620 m vom Spiegel des angestauten Sees zum Hochrhein wird in einer Treppe von drei Kraftwerksstufen genutzt.

Als Hauptschlagadern verlaufen die Druckstollen im Grundgebirge, das in der Lage ist, dem hohen Wasserdruck ohne größere zusätzliche Panzerung standzuhalten. Dank der günstigen natürlichen Voraussetzungen* wurde dem Schluchseewerk, der ältesten und größten deutschen Pumpspeicheranlage das Hotzenwaldwerk an die Seite gestellt.

Nach dem Vorbild des Schluchseesystems kann auch hier das natürliche Wasserangebot mit Pumpwasser aus tiefer gelegenen

Fassungen in höher liegende Wasserhaltungen ergänzt werden. Dafür steht billiger Nachtstrom der Dampf- und Laufkraftwasserwerke zur Verfügung. Neuartig ist das Hornbergbecken, das auf einer Kuppe der Hotzenwaldflanke aufgeschüttet wurde und ganz auf Pumpwasser angewiesen ist. Aus einer Fallhöhe von 630 m wird das tief im Berg liegende Kavernenkraftwerk Wehr versorgt.

Positive und negative Stellungnahmen

Alle diese technischen Einrichtungen haben nicht nur Vorteile gebracht, sie sind auch immer wieder auf den Widerstand des Natur- und Landschaftsschutzes gestoßen. L. Döbele prophezeite in seinem Aufsatz „Zerstört die heiligen Wasser nicht!" (Bad. H. 2/1958) mit dem Abwürgen der Wasserläufe, der Überflutung von Tälern einerseits die Verschlammung der Seeufer, andererseits eine Verödung und Versteppung der Höhen. Noch pessimistischer waren die Argumente von Prof. Demoll (Trockenlegung des südlichen Schwarzwalds, Säckingen 1951); dem Ideenschub technischer Modelle und profitwirtschaftlichem Denken stellt er ein düsteres Zukunftsbild entgegen. Schon im Jahre 1930 hatte M. Schweißgut (Landschaftliche Veränderungen, Karlsruhe 1930) vor der Opferung einer Naturlandschaft mit unersetzlichen Werten gewarnt. Es heißt da: „Die lieblichsten Reize dieser Schwarzwaldgegend sterben für immer dahin" (S. 67).

Wir können heute sagen, daß die Nachteile durch das Eingreifen in das Bild und den Haushalt der Landschaft mit wasserwirtschaftlichen Maßnahmen relativ gering geblieben sind. Das Wasserangebot des Hotzenwalds ist durch den Pumpbetrieb aus dem Hochrhein größer geworden. Hochwassergefahren sind dagegen gebannt. Mit der Verlegung der Hochdruckkraftwerke, ihren Druckschächten und Kavernenkrafthäusern in das Gebirgsinnere ist sowohl ökonomischen wie ökologischen Zielsetzungen Rechnung getragen. Das Landschaftsbild ist nur durch Zufahrten und Auffangbecken verändert.

Schon bei der Planung der Großkraftwerke am Hochrhein um die Jahrhundertwende entstand eine massive Gegnerschaft im deutschen Bund „Heimatschutz", der sich vor allem gegen die Vernichtung der „Laufen" von Laufenburg wandte. Im Jahresband der Bad. Heimat vom Jahre 1932 bricht J. Schlappe dagegen eine Lanze für die am Hochrhein entstandene Industriearchitektur, deren Bauten wie selbstverständlich in der Landschaft stehen. Im gleichen Heft mahnt R. Haas, „mild und freundlich" auf die Denkmäler der Industriegeschichte zu blicken, „wo sich Kraft und Schönheit vermählen". Es wäre am Ende des 20. Jahrhunderts zuzufügen, daß sie eine regenerierbare Energie liefern, daß sie im Unterschied zu den Dampfkraftwerken für die Umwelt keine Belastung bedeuten, daß ihre Bereitstellung vergleichsweise geringe Veränderungen des Talcharakters erforderte.

Gesellschaftlicher Wandel

Freilich sind mit der Beseitigung der Stromschnellen die Ortsbilder der beiden Laufenburg entscheidend verändert worden. Viele Privilegien von an den Hochrhein gebundenen Berufsverbänden waren lange vorher gegenstandslos geworden. Der Lachsfang an den Laufen, von der Bruderschaft der Laufenburger Fischer korporativ betreut, war zuvor bereits durch den wachsenden Schiffsverkehr und den sich steigernden Floßbetrieb erschwert. Der Kraftwerksbau unterband allerdings die Lachswanderungen stromaufwärts endgültig.

Die Eisenbahn zog schließlich Warenverkehr und Holztransport vom Strom weg auf die Schiene. Das umständliche Durchlassen der Fracht durch die Laufen, das altüberlieferte Privileg der „Laufenknechte" wich ebenso wie die Mühsal der „Karrer" dem Transport auf der Schiene, der sich billiger und effektiver gestaltete. Waren bei den ersten Wehren

noch Floßpässe eingerichtet, verzichtete man schon beim Kraftwerk Laufenburg auf einen Durchlaß für Flöße. Lange vor dem Kraftwerksbau waren so die meisten stromgebundenen Lastenbewegungen bedeutungslos geworden. Lange nachdem die Schiffsfrachten, deren Geschichte ja auch eine Geschichte ist von Zöllen, Stapel- und Umschlagsrechten, vom Kämpfen eines Kleinstaats gegen den andern, dem Wettbewerb durch die Bahn zum Opfer gefallen waren, erfolgte die Ablösung der althergebrachten Sonderrechte durch die anonyme Bürokratie des Flächenstaats. Industrialisierung und Marktwirtschaft setzten der korporativen, durch ein fein geknüpftes Netz von Sozialnormen zusammengehaltene, in Zünften und Bruderschaften organisierten Welt Alteuropas ein Ende. Sie hatte dem Einzelnen, bei aller Knappheit der Güter, sein kleines Glück gesichert.

Wirtschaftliches Wachstum

Damit begann die dynamische Ökonomie der auf Wachstum, Leistung und Gewinn setzenden Gesellschaft, deren Vertreter heute das bedeutendste Energiezentrum des Landes Baden-Württemberg auf hohem Versorgungsniveau abzusichern verlangen. Wiederum ist ein Sonderstatus gefordert, damit der Entwicklungsrückstand gegenüber den Grenzkantonen der Schweiz sich nicht noch weiter vergrößert. Nach Meinung der Planungsgemeinschaft Hochrhein, auf deren Informationsblätter sich diese Zeilen vorwiegend stützen, sind sie allein in der Lage, die Standortgunst folgerichtig auszuschöpfen und damit den Wettbewerbsdruck über den Rhein hinweg weiter anschwellen zu lassen.
Als Indikatoren für die Strukturschwäche gilt das negative Pendlersaldo gegenüber der Schweiz, besonders aber das alarmierende Anwachsen des Anteils qualifizierter Fachkräfte bei den Pendlerströmen trotz immer größerer Anfahrtswege. Die Sondersituation wird durch die Tatsache gekennzeichnet, daß hier $^2/_3$ der in der Bundesrepublik wohnhaften Grenzgänger pendelten (1970).
Durch die Steuergunst der Grenzkantone, die neben dem besseren Kreditangebot den Betrieben eine größere Eigenkapitalausstattung erlauben, wurde das Wirtschaftsgefälle weiter vertstärkt. Die expandierende Industrie mit ihrer ungleichen Betriebsgrößenstruktur und stärkerern Kapitalkraft lasse ein weiteres „Auskämmen" von rechtsrheinisch wohnenden Fachkräften befürchten. Alle Bemühungen um ein ausgewogenes Branchenspektrum (Investitionsgüterindustrien wie Maschinenbau und Metallverarbeitung sind unterrepräsentiert, überrepräsentiert dagegen ist die Textilindustrie als schrumpfender Industriesektor) sei durch eine unzureichende infrastrukturelle Ausstattung behindert. Das Hochrheingebiet müsse durch die Ungunst der Verkehrsbedienung weitere Rückschläge in ihrer industriellen Entwicklung hinnehmen. Es laufe Gefahr, gegenüber der Schweiz zu einem wirtschaftsschwachen Gebiet abzusinken. Man fürchtet, daß vor allem jugendliche Arbeitskräfte ihre beruflichen Chancen in der Schweiz suchen werden.

Infrastruktur

Immer wieder verweist die Planungsgemeinschaft auf eine mangelnde Verkehrserschließung der deutschen Hochrheinseite, die sie hindert, mit dem wirtschaftsstarken Nachbarn zu konkurrieren. Sie drängt zu einem Ausbau der Hochrheinautobahn, um dem Gegenufer etwas Gleichwertiges entgegensetzen zu können. Der Schwarzwaldverein hat sich diesem Projekt neuerdings entgegengestellt und es als Prestigeobjekt bezeichnet (BNN). Auch die Forderung nach der „vertraglich zugesicherten" (Inf. Blätter 2/1972) Weiterführung der Großschiffahrtsstraße, zunächst zum mindesten bis zur Aaremündung, ruft Gegenkräfte auf den Plan.
Auf der einen Seite verspricht man sich ein Heraustreten aus dem Verkehrsschatten, je-

denfalls eine Frachtkostenerleichterung für Betriebe, die durch Transportkosten besonders belastet sind; auf der anderen Seite fürchtet man neben der Verschmutzung des Vorfluters Hochrhein viele weitere ökologische Schäden bei nur geringem ökonomischen Nutzen. Man verlangt, daß in das scenario der Überlegungen die knapper werdenden Umweltgüter einbezogen werden. Waren die Kantonsregierungen, die auch materialintensive Betriebe vertreten, mit großer Mehrheit für das Projekt, findet der Umweltschutz in dem Konkurrenten Bundesbahn einen zuverlässigen Verbündeten. Freilich muß auch hervorgehoben werden, daß die Schweizer Bundesbahn mit einer doppelgleisigen, elektrifizierten Trasse für eine attraktivere Bedienung sorgt als die Deutsche Bundesbahn.

Sicher würden Frachtersparnisse nur solchen Betrieben entstehen, die direkt an der Wasserstraße liegen. Für entfernt liegende würde der gebrochene Verkehr die Kostenvorteile wieder aufzehren. Ob aber dann das zu erwartende Frachtvolumen zur Begründung des teuren Kanals ausreicht, ist sehr zu bezweifeln. Gegenwärtig gilt die Äußerung des Bundesministers für Verkehr, daß ein volks- und verkehrswirtschaftliches Bedürfnis für eine Schiffbarmachung nicht gegeben ist. Erst nach einer positiven Kosten-Nutzen-Analyse sollen Gespräche über den Bau und eine angemessene Kostenteilung mit der Schweiz in Gang kommen. Die noch bestehenden Bauvorhaben sollen jedenfalls einen späteren Ausbau nicht verhindern.

Es wäre vermessen, dem Raum zwischen Hochschwarzwald und Hochrhein den ihm gemäßen Weg in die Zukunft aufzuzeigen, einem bedenkenlosen Ökonomismus das Wort zu reden oder aus ökologischen Gründen die so günstig ausgestattete Landschaft von aller Entwicklung abzukoppeln. Oft drängt sich der Gedanke auf, die Situation sei über Jahrhunderte dieselbe geblieben: Eine Sonderstellung, mitbedingt durch eine Reihe hervorragender natürlicher Ausstattungsfaktoren, eines spezifischen Kräftepotentials, behindert durch die Abseitslage an der Peripherie der wirtschaftlichen Kernräume mit ihren leistungsfähigen Oberzentren; von der linken Rheinseite dagegen eine ständige Herausforderung durch destruktive Übergriffe und konstruktive Angebote aus der unbekümmerter wirtschaftenden Eidgenossenschaft.

Die jüngsten Proteste richten sich gegen die Stromaufheizung durch das zweite Schweizer Hochrhein-Kernkraftwerk („Umweltschützer warnen vor Ausverkauf des Hochrheins" in BNN vom 21. 11. 85) und verlangen die Aufkündigung der Beteiligung des Badenwerks aufgrund der „Unverantwortlichkeit des Projekts", zugleich den totalen Stopp der Errichtung weiterer Kernkraftwerke am Rhein.

In seiner Wirkung unabsehbar wäre freilich der Abzug des Schweizer Kapitals, das um die Jahrhundertwende die Industrialisierung der badischen Seite prägte. Man fürchtet bereits einen Rückgang der Entwicklungsimpulse, die von schweizerischen Kapitalbeteiligungen auszugehen pflegten. Wird ein schnelles Vordringen moderner Technologien sich als Motor oder als job-killer auf den Arbeitsmarkt auswirken? Schon heute prognostiziert man ein großes Arbeitsplatzdefizit zum Ende dieses Jahrhunderts, das mit der hoffnungsvollen Ankündigung der Wasserkraftnutzung begann. Die Zunahme des Energieverbrauchs der Industrie war der Steigerung der Zahl der Industriebeschäftigten weit voraus.

Wie könnte der Ausgleich mit den strukturell stärkeren Räumen erfolgen? Der Staat als Heilsbringer mit einem Paket infrastruktureller Maßnahmen? Wer wird den Nutzen daraus ziehen, wer die Nachteile einstecken müssen?

Strukturplanung

Der Hotzenwald war Nutznießer mehrerer staatlicher Förderungsprogramme in der

Nachkriegszeit, die auf Beseitigung der Strukturschwächen gerichtet waren. Dabei konnte es sich in einer Zeit der wachsenden Überproduktion nicht um eine Intensivierung der Agrarwirtschaft handeln, um den Einkommensabstand zu verringern. Die Gebirgslandwirtschaft mit ihren schwer zu bearbeitenden Hanglagen, den Grenzertragsböden, den ungünstigen Besitzgrößen, der Zerstückelung des Eigentums ist in der Phase der Mechanisierung hinter günstiger wirtschaftenden Gebieten ins Abseits geraten. Sie mußte in einem integralen Plan aufgefangen werden, der ihr neue Ziele setzt in ihrem eigenen Interesse und nach den Bedürfnissen der Gesamtgesellschaft.

Das natürliche Potential des durch den Wechsel von Wald und Flur, von reizvollen Bachläufen und offenen Wasserflächen anregenden Gebirgsraums zu pflegen muß als eine Dienstleistung angesehen werden, die sich die Industriegesellschaft etwas kosten lassen muß. Dem Landwirt wächst also über die Nahrungs- und Rohstoffbeschaffung hinaus eine weitere Funktion zu: Die landespflegerischen Aufgaben zur Erhaltung der Arten- und Formenvielfalt und des Erholungswerts der Landschaft. Flächenstillegungen und Umwidmung von Flächen sind förderliche Methoden.

Vielerorts hat der Fremdenverkehr als Erwerbsquelle die „frühkapitalistische" Hausindustrie ersetzt. Wo Bedarf für einen Erholungsaufenthalt im Hotzenwald entsteht, läßt sich an der Herkunftsstatistik der Erholungssuchenden ablesen. Es sind die Verdichtungsräume, die diese Touristenströme in Gang setzen. Bevorzugt werden die nördlichen Höhengebiete, die sich für eine agrarische Produktion am wenigsten eignen.

Die Verkehrsbewegungen sind in dem eisenbahnfernen Gebiet durch Busverbindungen wesentlich erleichtert worden. Wie weit sich beim Generationenwechsel der Nebenerwerbsbetrieb erhalten wird, ist nicht vorauszusehen. Eine Kapitalverflechtung mit „draußen" besteht auf mehreren Ebenen. Der Austausch von Arbeit und Kapital ist lebhaft. Die traditionelle Streusiedlung hat sich verdichtet, Schwerpunkte haben sich herausgebildet, Neusiedlungen sind dazu gekommen, Zweitwohnsitze, vor allem in sonnenexponierten Hanglagen, sind nicht selten.

Bei immer schwerer durchschaubaren Abhängigkeiten scheint zwischen Feldbergmassiv und Hochrheinfurche als besonderes Potential eine Idealkombination der Ausstattung für die Lebensfunktionen Arbeit und Erholung (Kräftepotentiale und landschaftliche Schönheit) zu bestehen, freilich in einem labilen Gleichgewicht, spiegelt es doch die konjunkturellen Schwankungen der Wirtschaft wider, zugleich aber auch die Gewichtung, die die Wohnbevölkerung als Teil der Gesamtgesellschaft zu geben bereit ist. Es ist zu wünschen, daß ihre Ansprüche sich an der Wirklichkeit des jeweils Machbaren messen.

Anmerkungen:

* 1. Die Niederschläge übersteigen in Gipfelhöhen im langjährigen Mittel 2000 mm/Jahr.

2. Im standfesten Grundgebirge können Stollen und Kavernen meistens ohne Verbau ausgebrochen und Talsperren sicher gegründet werden.

3. Die überwiegend bewaldeten Einzugsgebiete sind gegen Bodenabtrag geschützt, so daß Speicherseen nicht von schneller Verlandung bedroht sind.

4. Der steile Abfall des Gebirges nach Süden zum Hochrhein ergibt nutzbare Fallhöhen über 600 m.

5. In den dünnbesiedelten Hochtälern können große Speicherbecken angeordnet werden. Sie ermöglichen, die Kraftwerke mit hohen Leistungen auszulegen und unabhängig vom Gang der Niederschläge einzusetzen.

6. Die unterschiedlichen Abflußregime der Schwarzwaldflüsse und des Alpenflusses Rhein ergänzen sich in idealer Weise. Starke Winterabflüsse im Schwarzwald werden im Sommer durch alpine Schmelzwasser im Rhein abgelöst.

(Schluchseewerk-AG)

Literaturauswahl

Assion, P., Bauen und Wohnen im deutschen Südwesten, Stuttgart 1984

Bader, K. S., Der deutsche Südwesten in seiner

territorialstaatlichen Entwicklung, Sigmaringen 1978
Bischoff, O., Der Hotzenwald — Vom Notstand zum Wohlstand? in Der Kreis Waldshut, Stuttgart 1979
Bittmann, K., Hausindustrie und Heimarbeit im Großherzogtum Baden, Karlsruhe 1907
Doebele, L., Der Hotzenwald, Wanderbücher des Schwarzwaldvereins, Freiburg 1968
Endriss, G., Geogr. Nachbarschaftsprobleme zwischen Schweiz und Oberbaden, Geogr. Helvetica, 3/1952
Gothein, E., Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwalds, Straßburg 1892
Haselier, G., Geschichte des Hotzenwalds, Lahr 1973
Kullen, S., Der Fremdenverkehr im Hotzenwald, Festschrift K. H. Schröder, S. 269, Kiel 1974
Liehl, E., Sick, W. D., (Hrsg.), Der Schwarzwald, Bühl 1980
Metz, F. (Hrsg.), Der Hotzenwald, Karlsruhe 1940/41
Metz, F. (Hrsg.), Vorderösterreich, eine geschichtliche Landeskunde, Freiburg 1967
Metz, R., Geologische Landeskunde des Hotzenwalds, Lahr 1980
Nagel, H., Die Siedlungen des Hotzenwalds, Karlsruhe 1930
Ruch, J., Geschichte der Stadt Waldshut, Waldshut 1966
Schäfer, W., Hochrhein, Bad Godesberg 1966
Schilli, H., Das Schwarzwaldhaus, Stuttgart 1977
Weller, A., Sozialgeschichte Südwestdeutschlands, Stuttgart 1979
Wernet, K. F., Die Stellung St. Blasiens und der Grafschaft Hauenstein im vorderösterreichischen Staatsverband, Z.f.d. Gesch. d. Oberrhein 99/621
Bad. Heimat, Hochrhein und Hotzenwald, H. 2, Freiburg 1932
Beiträge zur Geschichte des Hotzenwalds, Waldshut
Informationsblätter der Planungsgemeinschaft Hochrhein

Mundart:

Klaus Meier, Waldshut-Gurtweil

Klaus Meier wurde am 28. Februar 1939 in Brenden/Hochschwarzwald geboren. Zusammen mit seiner Familie wohnt er seit 1965 am Hochrhein in Waldshut-Gurtweil. Von Beruf ist er Postbeamter beim Postamt Waldshut-Tiengen.

Die ersten Verse in alemannischer Mundart hatte er schon als Jugendlicher geschmiedet. Durch den Vortrag seiner vorwiegend heiteren Mundartgedichte bei geselligen Anlässen im Hochrheingebiet und in der benachbarten Schweiz tritt er immer wieder für den Erhalt und die Förderung der Heimatsprache ein. Er ist aktives Miglied der „Muettersproch-Gesellschaft", Freiburg, Gruppe Tiengen. Im Januar 1981 absolvierte er ein Mundartseminar für Nachwuchsdichter im Volksbildungsheim Waldhof in Freiburg und veröffentlichte seinen ersten Gedichtband „Wa meinsch Du?". Der bekannte Kabarettist und Schauspieler Jürgen Scheller sowie der Süddeutsche Rundfunk holten Klaus Meier im Mai 1982 zu einer Vorstellung als „Alemannische Wälderzunge" ins Renitenztheater Stuttgart.

Bereits im Herbst 1982 stellte er seinen Lesern einen zweiten alemannischen Gedichtband mit dem Titel „Nümm mi mit, wenn la-

Klaus Maier

che wit" vor. Im März 1984 wurden seine Bücher auf der Internationalen Lernmittelmesse „Didacta" in Basel ausgestellt. Auf der Suche nach originellen Künstlern für seine Fernsehunterhaltung lud der Westdeutsche Rundfunk den Alemannen Klaus Meier im Februar 1985 zu einem Soloauftritt in sein Kabarett-Theater „Sprungbrett" nach Köln ein.

Der nun vorliegende Band „Würzige Wälderluft" ist das dritte Mundartbuch von Klaus Meier. Die in diesem Werk veröffentlichten neuen Gedichte und kurzen Erzählungen eignen sich zum Vortrag in geselliger Runde genausogut wie zum besinnlichen Lesen; sie sollen, so der Wunsch des Autors, viele Freunde der alemannischen Mundart zum Schmunzeln bringen und ihnen Stunden unbeschwerter Freude bereiten.

Verwache

Im Garte ha ich
ganz versteckt,
e kleis Blüemli
hüt entdeckt.

S wartet gar
wii mir Chinder
uf de Lenz
noch em Winter.

So klei un zart
sell freut mii sehr,
mehr als mängisch
s größti Bluememeer.

Saits dänn im Summer
scho uf Wiederseh —
im nöchste Johr
chasch mii wiederseh.

E alts Spottreimle vo Hochsal

Rhiifelde
isch e festi Stadt

Säckinge
isch e Bettelsack

Laufeburg
isch e Lirekübel

Waldshuet
isch de Deckel drüber

Düenge
isch de Ring dra

jetzt ha ich gmacht
wa ich cha!